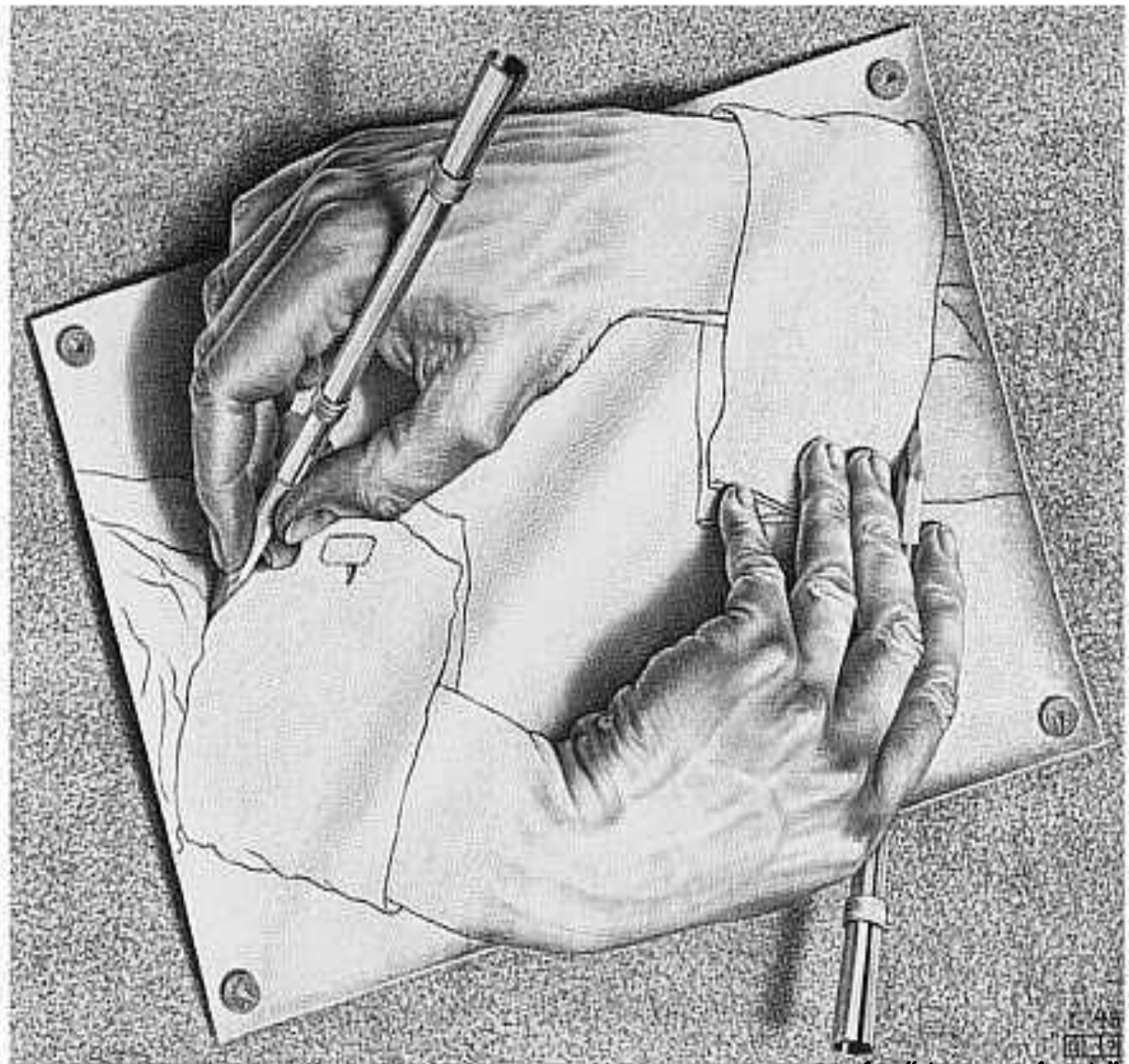




7. Schreibwettbewerb Albertus-Magnus-Schule



m.c. escher "drawing hands"

Inhaltsverzeichnis

Lukas Ahrens	„Die Frage nach der Schuld“
Sebastian Augspurger	„Faust Jr.: Der Tragödie Zwischenteil“
Nina Beier	„Regen“
Nina Beier & Lukas Ahrens	„Ohne Worte.“
Lisa Bongiorno	„Ein Lächeln“
Annjutta Bullin	„Träume haben Flügel“
Eva Kirchner	„Die Sonnenblumenfelder“
Tobias Martiné	„Plädoyer für den rationalen Menschen?“
Carolin Przybyla	„Am Anfang war... ...weil die Zeit vergeht“
Carolin Przybyla	„Die Nachtwanderin“

Die Frage nach der Schuld, Lukas Ahrens

Seit ein paar Tagen bereits geisterte eine Erinnerung, eine Begebenheit aus seiner Vergangenheit, ein weit zurückliegendes Ereignis in seinen Nervenbahnen herum, piesackte ihn hier und da und ballte sich zu Bildern vor seinem inneren Auge. Schon lange hatte ihn nichts mehr auf diese Weise aufgewühlt, er wollte, er musste wieder Ruhe finden. Er wollte, er musste die Geschichte teilen, mit Ihnen teilen.

Moment!

Merken Sie das?

Merken Sie nichts?

Man versucht mich zu kontrollieren. Er will, Sie wollen mich in eine Bahn pressen, mich einbetten in ein Puppenbett in einem Puppenhaus, beschränkte Welt; Marionettenspielern gleich.

Mich zwingen.

Ich, nur ein fixer Gedanke eines Autors, ein Bild in Ihrem Kopf.

Ohne Identität. Funktion, nicht Individuum.

Das ist frech! Falsch. Wie fänden Sie das?

Ich sage immer: „Soviel Zeit muss sein.“

Soviel Zeit muss sein, meinen Namen zu kennen.

Soviel Zeit muss sein, mich zu kennen.

Ich bin und bleibe zwar ein Phantasiekonstrukt, aber er zwingt mich nicht.

Sie zwingen mich nicht.

Niemand zwingt mich!

Ich gebe mir meine Identität, niemand sonst!

Ich heiße Robert Lange.

Man nennt mich aber „Rob“; meine Freunde tun das. Das ist kürzer.

Sie dürfen mich auch so nennen,

... wenn Sie wollen.

Er hat recht.

Ich erinnere mich.

Er übertreibt aber! Geistern, Piesacken... pah!

Mir ist diese Geschichte, dieses unwichtige Erlebnis aus vergangenen Tagen wieder in den Sinn gekommen.

Wenn Sie wollen, werde ich es Ihnen auch erzählen.

Später. Irgendwann.

Ich bin 46 Jahre alt, bin mit der besten Frau verheiratet, die ich mir vorstellen kann. Glauben Sie nicht?

Ich denke so. Müssen Sie akzeptieren.

Unser Liebesleben floriert, wir haben drei süße Kinder, zwei Mädchen, einen Jungen.

„Rob“ Junior ist schon dreizehn! Die anderen Kinder fünf und sechs.

Meine Engel.

Soll ich diese Sache wirklich erzählen?

Ich erinnere mich ja kaum mehr.

Sie erschien mir damals schon uninteressant. Dann habe ich sie sogar vergessen.

Jetzt kratzt sie irgendwo am Rande meines Bewusstseins.
Ist es dann nicht heute absolut unnötig, eben von jener nebensächlichen Begegnung zu berichten?
Von jener Nebensächlichkeit?
Warum ist sie überhaupt da?
Ich wollte sie nicht!
Ich wollte schon immer studieren.
Darauf habe ich hingearbeitet. Mein ganzes Schülerdasein lang...
Ja, ok, das ist nicht die volle Wahrheit.
Ich war nie sehr gut in der Schule; Partys waren weit wichtiger; meine Freunde die tollsten.
Die Noten eher schlechter.
Aber mein Ziel habe ich nie aus den Augen verloren.
Und heute habe ich es erreicht. Mein Ziel. Habe durchgehalten.
Studiert, promoviert, bin Doktor der Medizin, verdiene gut und viel.
Chef meiner Arztpraxis.

Der andere – damals – der andere, ihn kannte ich nicht.
Nur dieses eine Mal.
Den Namen weiß ich nicht.
Hatte er Geld, hatte er Frau, Kinder? - Wohl kaum.
Kannte er Luxus?

Ich kenne ihn. Den Luxus.
Ich bin nicht so reich, dass es mich unglücklich macht.
Ich habe mal gelesen, ab einem gewissen Vermögen macht Geld nicht mehr glücklich.
Ich liege wohl genau unterhalb dieser Schwelle.
Rundum zufrieden. Mit mir. Mit meinem Leben.
Kein Gewitter, keine Wolke, der Horizont ein wogenloser Strich.
Ich...

... ach ja, erzählen wollte ich.
Von was?
Von wem?
Nebensache.

Hauptsache, Sie kennen mich jetzt.
Das ist mir wichtig.

Stellen Sie Sich einmal vor, wie es wäre, zu wissen, dass man fiktiv ist, dass man nur ein Gedanke ist, seinen Ursprung im Geist anderer hat.
Können sie das? - Würde mich wundern.
Daran geht man zugrunde.
Zum Glück bin ich selbstbewusst genug, dieser Geschichte, die von mir handelt, meiner Geschichte, meinen hochpersönlichen Stempel aufzudrücken, meine eigene Welt zu leben.
Denn wer von Ihnen könnte überhaupt definieren, was real, was unreal ist?
Wer würde sich diese Macht nehmen?
Er hätte alles.

Stellen Sie Sich einmal vor, wie es wäre, nicht sein eigener Herr zu sein.
Kein Individuum. Ein undefiniertes Etwas. Wert nur durch Nutzen.
Können Sie das?
Ginge man daran nicht zugrunde?
Wer nicht?
„Wer?“, frage ich Sie.
Er hätte nichts.

Meine Welt ist meine Welt!
Nicht Ihre.
So bin ich neben familiärem Glück und finanzieller Sicherheit zuerst einmal nur ich!

Damals, er war wohl eher er.

Seine Geschichte kenne ich nicht.
Vielleicht, wahrscheinlich, kannte er sie auch nicht.

Aber eines der tausend Puzzleteile seines Lebens, eines, winzig klein, unbedeutend,
es fällt einem nicht auf; ich erlebte es.

Dieser Mensch, vielmehr Person, vielmehr selbst Puzzleteil.
Klein und winzig, dieses Puzzleteil.

Damals, erinnere ich mich heute, beging er Selbstmord.

Faust Jr.: Der Tragödie Zwischenteil, Sebastian Augspurger

Prolog im Himmel

- 5 Raphael: Siehe den Schein,
der aus dem Schrein
der Sonne zerbricht;
er ist erpicht,
wärmend zu sein.
- 10 Gabriel: Siehe die Pracht,
der Erde Nacht,
wo der Herr Mond
so prächtig thront
und ewiglich wacht.
- 15 DER HERR: Gefallen mag ich finden wohl,
an dem Gesang des Lobes,
doch mit der Zeit, da klingt es hohl
in ihm liegt nur Grobes!
Ich kenne Berge, Baum und Tier,
Doch jene Menschen, die als letzte
ich dann erschaffe - gänzlich mir -
die ich nach langem Tun hochschätzte,
entrissen mir das Ruder:
er tötete den Bruder!
- 20 Mephisto:
(*erscheinend*) Die Menschen mag ich dir gern zeigen,
die du zu wissen suchst, die feigen,
kriecherischen Unterwesen.
Gebest du mir einen Besen,
hätte ich sie allesamt,
welche sind und sind gewesen,
in den Boden längst gerammt.
- 25 DER HERR: Für einen Spötter auf Hufen,
der all' das verneint,
wovon sicher er meint,
dass er es wie ein Mann,
halten und umstürzen kann,
bleibt mir nur zu rufen:
Des Gretchens Kind ward gerettet und ist am Leben.
- 30 Mephisto:
(*entsetzt*) Der Teufel hol's! Ich lag daneben!
Die Brut macht meinem Faust schon lange
um seiner Liebsten Seele bange...
- 35 DER HERR: Die Seele ist rein und ist bei mir.
- 40 Mephisto: Diesen Geist, den will ich haben!
Wetten wir um den Glauben des Knaben?
- DER HERR: Wenn ich gewinne ist mein Preis,
dass ich dem Doktor Fausten,

45 den alten, grau zerzausten,
das Höllenfeuer heiß,
ersparen kann!

Mephisto: So sei es dann!

Abend. Feld

50 Faust Jr.: Oh, meine Liebe,
der Liebe Hiebe,
hieben so fest,
dass wohl der Rest
der Welt stillsteht.

55 Jeanne: Wie das Dichten geht,
das weißt du wohl.
Ist's mir gleich wohl,
wenn du die Worte sagst.

Faust Jr.: Solange du das magst,
mache ich darum keinen Trubel.
Doch sieh! Ist das nicht ein Pudel?

60 Jeanne: Faust, nun sei nicht dumm!
Himmel und Hades
führen stets nicht nur Fades,
sondern auch grausame Wetten durch.

65 Mephisto: Wenn man vom Teufel spricht! (*Lacht, erblickt Jeanne*)
(*verwandelt sich von* Ist das nicht die Frau,
Pudel zu Junker) der ich nicht trau?
Gottfürchtig' Weib,
um deinen Leib,
kümmer' ich mich später.

70 Faust Jr.: Bist du, Geselle,
ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen,
Dem sie sich beugen,
die schwarzen Scharen!¹

75 Mephisto: Ganz des Vaters Sohn;
gelehrt - gleich und mehr.
Doch er nahm den Lohn,
was ist dein Begehrt?

80 Faust Jr.: Ich begehre nichts, was ich nicht habe.
Denn gibt es eine höh're Gabe,
als die Liebe des einen Herrn?
Ihm diene ich gern!

85 Mephisto: Da steh ich nun, ich armer Tor
und bin so weit als wie zuvor!²
Ich biete dir die Macht, nur zu,
langweilt dich nicht als die Ruh?
Die Jeanne ist schon ein nettes Teil,

doch bietet's sich den Pfaffen feil.
 Drum haben wirst sie nimmermehr,
 so mach's dir selbst nicht noch mehr schwer,
 nimm die dargebot'ne Hand!
 90
 Jeanne: Versucher bist und Fliegenfürst,
 und alle deine Schergen bürst'
 ich weiter aus dem Land!
 95
 Mephisto: Schau nicht auf des Weibchens Fleisch,
 ich geb' dir Ruhm, ich mach' dich reich!
 Jeanne: Du dummer Höllenknecht,
 glaubst du denn echt,
 dass der Junge nur das eine
 im Kopf hat?
 100
 Dass er so lange an keine
 andere herantrat?
 Mephisto: Er hat nur Augen für dich,
 er achtet weniger auf sich.
 105
 Zu wenig, wenn ihr fragt,
 denn gleich, was ihr sagt,
 du tust ihm nicht gut!
 Jeanne: Du Höllenbrut! (*ab*)
 Faust Jr.: Ob Freunde nun,
 ob Feinde gleich,
 110
 ich will kein' Ruhm,
 ich bin schon reich:
 des einen Gottes Liebe
 stehlen mir keine Diebe.
 Und ins Gesicht sag' ich's dir gern:
 115
 du bist doch bloß des Pudels Kern. (*ab*)
 (*von oben Gelächter*)
 Mephisto: Alles Vergängliche
 (*mysteriös mit mehreren Stimmen*) ist nur ein Gleichnis;
 120
 das Unzulängliche,
 hier wird's Ereignis;
 das Unbeschreibliche,
 hier ist's getan;
 das Ewig-Weibliche,
 zieht ihn nicht hinan.³
 125
 Seltsam. (*ab*)

1) Übernommen aus:

Faust I, Johann Wolfgang v. Goethe, V. 1298-1302

2) Anlehnung an:

Faust I, Johann Wolfgang v. Goethe, V. 358-359

3) Anlehnung an:

Faust II, Johann Wolfgang v. Goethe, V. 12104-12111

Regen, Nina Beier

Es regnete.
Mal wieder regnete es.

Seit Wochen war das schon so. Wenn man morgens aus dem Fenster blickte, bot sich immer wieder dasselbe Bild: Eine trübe graue Landschaft.
Und Regen.

Regen, der in feinen Fäden und dicken Tropfen zu Boden fiel, sich auf dem Steinboden verteilte und Pfützen bildete oder aber im weichen Erdboden versank.

Sonderbarer Regen. Chance zum Überleben oder zerstörerische Kraft?
Oder einfach nur eine nasse und kalte, unangenehme Angelegenheit?

Ich mochte den Regen. Mich faszinierten die Tropfen, die Art, wie sie vom Himmel fielen. Sie bewegten sich wie im Tanz zur Erde hin, ein Formationstanz, der die Blicke der Menschen auf sich zog.
Doch ihre Kunst, ihre eigene, besondere Aufführung, sie wurde nicht anerkannt.

Der Regen draußen wurde stärker. Pralle Tropfen klatschten gegen die Fensterscheibe.
Ich beobachtete ihre Bewegung, ihr Zerlaufen.

Ein Netz aus Wasser bildete sich. Und löste sich wieder auf.
Dann kamen wieder Tropfen.
Wieder bildete sich ein Netz. Und löste sich wieder auf.
Es war ein Kreislauf.

Meine Gedanken schweiften ab.
Mir kam der Tau von heute morgen im Garten in den Sinn.
Ich war aufgestanden, um ihn mir anzusehen.
Morgens war der Tau am schönsten, dann, wenn die Erde gerade erst erwachte.
Tropfen, als wären sie im Schlaf, unberührt und friedlich.
Ganz anders als die an meinem Fenster.

Wandelbar. Verschiedenste Formen.

Träumend schaute ich nach draußen.
Plötzlich ein Knall. Blut klebte am Fenster. Der Vogel, soweit ich es erkennen konnte, war an die Scheibe geflogen.

Schnell sprang ich auf und rannte aus meinem Zimmer, die Treppe hinunter in den Garten, und warf achtlos die Haustür hinter mir zu.

Aus mehreren Metern Entfernung war der Vogel zu sehen.
Erleichtert stellte ich fest, dass er noch lebte, denn er bewegte seine Flügel.
Auf seiner Brust jedoch fehlten Federn und Blut quoll aus einer Wunde.
Behutsam hob ich ihn auf.
Mitleidig blickte ich ihn an. Regen prasselte auf mich nieder.
Der Spatz flatterte mit seinen Flügeln. Zunächst leicht. Dann stärker.

Auf einmal hob er von meiner Hand ab. Er flog!
Gegen den immer stärker werdenden Regen ankämpfend, kam er nur langsam voran. Er drohte immer wieder abzustürzen, aber er hielt sich.
Nach mehreren Minuten war er aus meiner Sicht verschwunden.

Die ganze Zeit über regnete es unablässig auf mich. Ich entschloss mich, hineinzugehen.
Vor der verschlossenen Haustür stehend, fiel mir ein, dass ich den Schlüssel in meiner Hast vergessen hatte.

Mir blieb nichts anderes übrig als draußen zu bleiben.
Meine nackten Füße spürten das nasse Gras. Wasser floss meinen Körper herunter.
Meine Kleidung klebte an meinem Körper.
Eigentlich wollte ich gar nicht mehr hinein.
Der Regen tat gut.

Mein Körper bewegte sich ganz von allein. Ich fing an zu tanzen. Ein Tanz mit diesem wunderbaren Geschöpf, Regen.

Der Regen vor mir schwamm vor meinem inneren Auge zu einem Ganzen.

Ich gehörte zu diesem Ganzen.
Ich und der Regen, wir waren Eins.

Ich nahm nichts mehr wahr, alle meine Sinne waren auf den Regen gerichtet.
Mein Ohr lauschte dem Rauschen des Regens, der so beruhigend war.
Meine Nase roch den einzigartigen Geruch des Regens, der erfrischend meinen Körper betörte.
Meine Haut spürte die Schläge, die mir die Tropfen versetzten, als würden sie gegen mich ankämpfen.
Meine Augen waren geschlossen.

Der Regen wusch mich.
Ein Glück.

Am Abend lag ich mit hohem Fieber im Bett. Meine Nase triefte, mein Mund brachte nur ein kränkliches Husten hervor, meine Augen waren geschwollen.
„Was machst du nur, Kind?“, seufzte meine Mutter mit einem beunruhigten Unterton.

Als sie gegangen war, musste ich lächeln.
Ich hatte heute mit dem Regen getanzt.

Ohne Worte, Nina Beier & Lukas Ahrens

„Dass das eine Lüge ist, weißt du ja!“, fauchte sie ihn an.
Ihre Augen waren zu Schlitzen verengt und ihre geballten Fäuste zitterten.

Seit ein paar Jahren ging das nun schon so.
Immer wieder beschuldigte sie ihn für Dinge, die er gar nicht verbrochen hatte, das ging so im 24-Stunden-Takt.
Morgens zur Begrüßung meist einfach nur: „Hey, aufwachen, du Arsch! Was liegst du noch so faul im Bett?“
So fing das an, jeden Morgen aufs Neue.

Ihre Beziehung, davon war inzwischen nicht mehr viel übrig.
Sie zerbröckelte, langsam, wie eine modrige Mauer.

Sie hatte ja auch unter denkbar schlechten Bedingungen begonnen, damals, völlig besoffen auf jener Party im Haus des Sheriffs.
Oh ja, damals hatte er sie noch geliebt.

Heute war er das Arschloch, der Lügner und jetzt wollte er nur noch fort, fort, das hieß Lebewohl zu sagen zu ihrem gemeinsamen Heim und Lebewohl auch ihr, wobei er das Haus sehr vermissen würde.
Das Haus hatten sie vor 10 Jahren gebaut, im Rausch der ersten Gefühle, die sie für einander gehegt hatten.

Wie im Rausch war auch die Zeit vergangen, Zeit, die er wohl eher in seine Arbeit hätte stecken sollen; jetzt hielt ihn nicht einmal das Haus, sie schon gar nicht.

„Nun gib es doch endlich zu!“, brüllte sie ihn an und unterbrach ihn in seinen Gedanken. Unbemerkt war er schon bis zur Tür gewichen, hatte seinen Rucksack gepackt und stand nun vor einer Entscheidung:
Was antwortet man auf solche Anschuldigungen?
Ging man ohne Worte?

Ein Schmetterling flog zwischen ihnen hindurch. Sein Blick haftete auf dem zarten Geschöpf. Er beachtete seine keifende Frau nicht, sah, wie dem Falter ein Flügel einknickte, riss, als er versuchte, sich aus dem Spinnennetz zu befreien, in das er anmutig geschwebt war.
Ihm kamen die Kakerlaken in den Sinn, die er mal gefangen und in ein Gefäß gesetzt hatte.
Wie sie sich gegenseitig die Augen ausgebissen hatten, im Streben nach Arterhaltung sich selbst vernichtet hatten.

„Bist wohl zu faul, um zu reden, was?“
Provozierende Worte aus ihrem, das musste er sich eingestehen, schönen Mund.
„Schön sind auch die Nutten aus dem benachbarten Puff“, ging es ihm durch den Kopf, also riss er sich von allem los und marschierte nach draußen.

Es war stockdüster.
Nur die Straßenlaternen vor dem Haus spendeten ein wenig Licht.

Er drehte sich um, nachdem er mitten auf dem kerzengeraden Highway ungefähr fünf Minuten dem trüben Licht der Laternen gefolgt war.

In der Ferne war das Haus zu sehen.

Gab er gerade wirklich den Traum auf, für den er so lange gekämpft hatte?

Es kotzte ihn an. Ständig kamen ihm Zweifel.

War er nicht Manns genug, zu dem zu stehen, was er tat?

„Ja, ich gebe ihn auf, den Albtraum.“

Da sah er sie.

Es waren zwei Männer, die sich unter einer Laterne küssten.

Er verlangsamte sein Tempo, bis er schließlich feststellen musste, dass seine Füße das Laufen aufgegeben hatten.

Er stand ganz still und beobachtete die sich ihm bietende Szene.

Die Leidenschaft zwischen den beiden war, wie es ihm klar wurde, nachdem er ihnen mehrere Minuten mit leerem Blick zugeschaut hatte, in einem Wort darzustellen:

Wahre Liebe.

In ihm rumorte es, es brodelte, ein Gewitter kündigte sich an.

Er spuckte aus, zog seinen Colt und schoss einem der beiden mitten ins Gesicht.

Fassungslos hörte er den anderen schreien. „Du Arsch! Du...“

In seinen Augen loderten Schrecken, Hass und Trauer. Sein Mund war zur Grimasse verzerrt.

Er hingegen runzelte nur die Stirn.

Der redete ja schon fast wie seine Frau.

Das kotzte ihn an.

Irgendwie kotzte ihn alles an.

Er schoss ihm in den Bauch, sah zu, wie nun auch der andere zu Boden ging, sah die Panik in seinen Augen und saugte sie auf, gierig wie ein Moskito.

Die Laterne zu seiner linken gab nach einem letzten knisternden Aufbegehren den Geist auf.

„Freiheit!“, rief er in die dunkle Nacht hinaus.

Er begann zu lachen.

Es war kein schönes Lachen, unterbrochen von länger werdenden Hustenanfällen.

Er brach zusammen.

Sein Tod, sein Leben, alles hatte ihn eingeholt. Sie waren langsam hinter ihm her gekrochen, schleichend, und nun hatten sie ihn erdrückt.

Mit seinem letzten Röcheln zerbrach das Glas unter der Treppe, die Chemikalie fand ihren Weg, zündete. Sein Haus, ein heller Schein in der dunklen Nacht.

Ein Lächeln, Lisa Bongiorno

Das Mädchen öffnete die Augen. Langsam drang Licht an ihre Pupillen, zeichnete ein Bild, das ihr völlig fremd war.

Sie saß in einem kleinen dunklen Raum auf einer dreckigen Matratze, Wände aus kaltem, schwarzen Backstein, feucht glitzernd im spärlichen Licht.

Sie richtete den Blick nach oben; in der hohen Decke war neben ihrer Bettstatt eine vergitterte Öffnung eingelassen, durch die fahles Mondlicht in ihr Verlies fiel.

Ein Gitterfenster, eine Matratze in einer dunklen Ecke, die Kleider an ihrem Leib; mehr hatte das junge Mädchen nicht.

Sie begann ihre Schläfen zu massieren.

Tausend Gedanken irrten in ihrem Kopf umher.

Sie stand auf und blickte an sich herunter. Sie trug ein einfaches weißes Leinenkleid, das mit dunklen Flecken übersät war.

Sie berührte ihr Gesicht, dann ihr Haar. Es war lang und wirr.

Noch einmal blickte sie sich um. Nirgends gab es einen Ausweg. Die Decke war scheinbar unendlich hoch, das winzige Fenster unerreichbar; sonst gab es keine Öffnung, nichts.

Müde ließ sie sich wieder auf die Matratze sinken und schloss die Augen.

Warum war sie nur so müde? Hatte sie etwa noch nicht lange geschlafen? Und hatte es etwas damit zu tun, dass sie sich an nichts erinnern konnte?

Obwohl ihr Kopf schmerzte, glitt sie in einen tiefen Schlaf.

Er kommt näher.

Irgendetwas an seinem Lächeln ist seltsam.

Doch er ist noch zu weit weg,

ich kann sein Gesicht nicht richtig sehen.

Wieder öffnete sie die Augen. Noch immer lag sie in der Dunkelheit, was es unmöglich machte herauszufinden, wie lange sie geschlafen hatte.

Sie streckte sich, stand auf, um etwas herumzulaufen und in der Enge des Raumes ihre Glieder zu bewegen.

Fünf Schritte bis zur kalten Mauer.

Vorsichtig legte sie die Hände auf den harten Stein und schmiegte sich dann mit dem ganzen Körper an die Wand.

Die Kälte floss durch ihren Leib, drang in jede ihrer Fasern, umfasste sie und barg sie in einer festen Umarmung, bis ihre Lider schwer wurden und zufielen.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie einen Weg vor sich ausgebreitet. Zögerlich folgte sie ihm, wie er sich durch Wälder und Felder schlängelte. Dann plötzlich war neben dem Weg nichts mehr, nur eine Leere, die sich bis in die Unendlichkeit zu erstrecken schien. Sie schluckte, fasste allen Mut, den sie aufbringen konnte, zusammen und ging weiter.

Der Wind spielte mit ihrem Haar und ihrem Kleid.

Worte drangen an ihr Ohr.

Lilith! Lilith!

War das ihr Name? Lilith?

Riefen die Stimmen nach ihr? Oder galt der Ruf jemand anderem?

Sie öffnete ihre Augen.

Auch wenn das nicht ihr Name sein sollte, gefiel er ihr. Solange sie nicht wusste, wie sie wirklich hieß, würde sie eben Lilith heißen.

Ihre Augen wurden schwer, zu schwer, um sie offen zu halten. Langsam tappte sie zurück zur Matratze und nur Sekunden, nachdem sie auf sie gesunken war, schlang Morpheus sie in seine Arme.

*Er ist schön.
Doch sein Lächeln ist traurig. Warum nur?
Er sieht mich an, nickt, streckt seine Hand aus.
Was will er nur?*

Eine Stimme weckte Lilith.
Komm mein Kind! Komm her zu mir!
Schnell schlug sie die Augen auf, wollte den Sprecher sehen, doch als sie sich aufrichtete, war sie allein in ihrem Verlies.
Verzweiflung ließ ihr Tränen in die Augen steigen. Sie schluchzte laut auf und spürte das heiße Nass über ihre kalten Wangen fließen.
Wieder ging ihr Blick nach oben, doch als sie versuchte, die steile Wand hinaufzuklettern, glitt sie wieder hinab. Wieder und wieder versuchte sie es, spürte kaum den Schmerz, wenn sie zu Boden fiel, doch bald musste sie erkennen, dass es sinnlos war.
Komm her! Ich warte auf dich!
Lilith wandte schnell den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme kam, doch wieder war niemand da.
Sie ließ sich zu Boden sinken und vergrub den Kopf in den Armen.
Wurde sie verrückt?
Sie war allein mit einer Stimme, die vielleicht nicht existierte. Sie war allein, ohne zu wissen, wer oder wo sie war, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen war.
Lilith lehnte sich gegen die Mauer und schloss die Augen.
Um sie herum war es noch immer dunkel, allein der Mond, dessen Licht durch das winzige Fenster fiel, tauchte alles in ein unwirkliches Licht. Warum war es immer Nacht? Und warum verspürte sie hier keinen Hunger oder Durst, nur immer wieder diese unglaubliche Müdigkeit?
Sie öffnete die Augen und besah sich noch einmal ihr Kleid.
Ungelenk rutschte sie in das fahle Licht, das durch die Öffnung in der Decke fiel.
Lange betrachtete sie die Flecken auf ihrer linken Brust.
Rot waren sie, dessen war Lilith sich jetzt sicher. Sie roch daran.
Metallener Geruch.
Sie rollte sich auf dem Boden zusammen und sank abermals in tiefen Schlaf.

*Er kommt näher.
Er beugt sich zu mir herunter und lächelte sanft.
„Komm mit mir, mein Kind!“, sagt er und fasst meine Hand.
„Wer bin ich?“, frage ich.
„Jemand“, antwortet er.
Ich sehe ihn verständnislos an. „Wie ist mein Name?“, frage ich.
Er blickt mich einen Augenblick lang an.
Ein Augenblick, der ewig zu währen scheint.
„Lilith nannten sie dich. Doch das ist vorbei. Komm nun mit mir, befreie dich und kehre mit mir in das Licht zurück, aus dem du einst kamst.“
Zögerlich stehe ich auf und ergreife seine Hand.
„Lilith“, murmele ich. „Ein schöner Name.“
Er lächelt.*

*Langsam setze ich einen Fuß vor den anderen.
Ich drehe mich noch ein letztes Mal um.
Dort hinten liegt ein Mädchen mit langem schwarzem Haar und einem weißen Kleid,
das mit roten Flecken übersät ist in einem Raum ohne Tür, nur durch ein kleines
Fenster in der Decke fällt etwas Mondlicht.
Er drückt meine Hand.
„Komm. Komm und verweile nicht hier!“
Ich drehe mich um und folge meinem lächelnden Begleiter.*

Träume haben Flügel, Annjutta Bullin

*„Es gibt da diesen Traum. Den Traum von den rauschenden Wellen des Meeres,
dem sanft streichelnden Wind auf unseren Schultern, dem weiten Blick in Richtung
Freiheit und ihm neben mir. - Doch dieser Traum wird sich niemals erfüllen !“*

Ich erinnere mich noch genau an jenen Tag, als ich ihn zum ersten Mal wahrnahm. Ich erinnere mich an den Abend jenes Tages, als meine Gedanken begannen zu fliegen. Und - ich erinnere mich an den Tag, als sie der Sonne zu nah kamen und ihre Flügel verbrannten.

Es ist, als hätte er eine Sehnsucht ausgelöst, die mit jedem seiner Worte und mit jeder seiner Taten aufflammt. Es scheint, als hätte die Sonne gewollt, dass wir zusammen davon fliegen, und dies so voller Inbrunst, dass sie uns mit ihrer Hitze die Möglichkeit zu fliegen nahm. Wir haben die Freiheit des Himmels verloren und stehen nun an zwei verschiedenen Orten. Wir können uns sehen und doch sind wir nicht im Stande dazu, uns zu berühren. Zwischen uns liegt ein Tal, das zu durchqueren uns unmöglich ist. Eine lange, wundervolle Rosenhecke durchzieht diese Schlucht und trennt uns von der Erfüllung unserer Träume. Eine Rose schöner als die andere verkörpert die Schönheit und Reinheit, die sich hinter diesem Wall befindet. Wollten wir uns leibhaftig spüren, so müssten wir dieses Hindernis zerstören. Die Vollkommenheit dieser natürlichen Pracht würde verloren gehen und ihr Anblick uns ewig daran erinnern, was wir getan hätten. So trennt sie unsere Körper, doch unseren Geist, unsere Gedanken und diesen Traum, der uns verbindet, kann sie nicht daran hindern zu fliegen. Diesen Traum von Freiheit, von Unabhängigkeit und von einem Abenteuer. In unseren Gedanken lebt er und wird niemals verblassen, solange wir wissen, dass der jeweils andere hinter den Rosen wartet. Einander fern gehen wir in Gedanken gemeinsam auf eine Reise, wenn sich unsere Blicke in den Verästelungen der Hecke begegnen.

Die Sonnenblumenfelder, Eva Kirchner

Ein kalter Windstoß fuhr in mein Zimmer und ich schreckte hoch. Ein Blick auf meinen Wecker verriet mir, dass es 9:00 Uhr morgens war. Ein weiterer Luftzug bauschte die Vorhänge vor meinem Fenster auf. Widerwillig stieg ich aus meinem Bett, um das Fenster zu schließen. Als ich den Himmel sah, stöhnte ich auf. Er war mit dunklen Wolken verhangen und es sah nach einem Sturm aus.

„Na, die Ferien fangen ja gut an“, murmelte ich missmutig. Ich zog mich an und schleppte mich zum Frühstückstisch, als auch schon die ersten Regentropfen gegen die Fenster prasselten.

Meine Mutter saß allein am Tisch und las die Zeitung. Dad's benutztes Geschirr stand noch auf seinem Platz; er war schon bei der Arbeit.

„Guten Morgen, mein Schatz“, begrüßte Mum mich, wie immer gut gelaunt. Ich weiß nicht, wie meine Mutter es schafft, selbst an so dunklen Tagen gute Laune zu haben. „Morgen“, nuschelte ich.

„Oh, was ist denn mit dir los? Schlechte Laune am frühen Morgen?“ - „Hast du dir einmal das Wetter angeschaut?! Dabei wollte ich heute zu den Feldern gehen!“ Die Felder - damit meinte ich die Sonnenblumenfelder am Rand der Stadt, meinen Lieblingsort. Am Ferienanfang besuche ich immer als erstes diese Felder.

„Dann musst du wohl bis morgen warten.“ Meine Mum verstand nicht. Sie verstand nicht, warum ich dorthin wollte. Ich habe dort meine Geheimwege. Gerade jetzt, wo die Sonnenblumen hoch gewachsen waren, musste ich einfach dorthin!

„Nein Mum, ich kann nicht warten. Das weißt du doch! Ich warte, bis der Sturm vorbei ist und dann gehe ich.“ Dagegen hatte meine Mutter nichts einzuwenden und nach zwei Stunden unruhigen Wartens durfte ich endlich los.

Der Himmel klarte auf und als ich die Felder erreichte, fielen die ersten Sonnenstrahlen auf mein Gesicht. Ich musste große Pfützen umrunden, um zu der Lichtung mitten in den Sonnenblumen zu gelangen, die nur ich kenne.

Doch schon im Näherkommen spürte ich, dass etwas nicht stimmte. Die Blumen am Rand des Weges waren teilweise abgeknickt oder plattgedrückt. Dann erreichte ich die Lichtung. Ich blieb erschrocken stehen. Ich schrie, laut und grell. Die Vögel flatterten erschrocken auf. Heftiges Zittern erfasste mich.

Vor mir lag ein verdrehter Körper und ich wusste sofort, dieser Mensch war tot. Der lehmige Boden war um seinen Kopf herum, wo eine Platzwunde klaffte, von Blut getränkt. Ich lief rückwärts, stolperte, drehte mich um und rannte, das Bild der Leiche in meinen Kopf gebrannt.

Völlig außer mir kam ich daheim an. Ich konnte kaum den Schlüssel ins Schloss stecken, so sehr zitterten meine Hände. Ich stürmte ins Haus, rannte in den Garten, wo meine Mum Unkraut zupfte, warf mich ihr in die Arme und fing hemmungslos zu schluchzen an.

Ich erzählte ihr stotternd, was ich gesehen hatte. Sie versuchte mich - so gut es eben ging - zu beruhigen. Das darauffolgende Geschehen erlebte ich wie im Fieberwahn. Meine Fahrt im Polizeiauto, meine Mum, die mich in den Armen hielt, der Weg zu den Feldern, wo ich den Polizisten die Fundstelle zeigen musste. Aber noch einmal wollte ich die Leiche nicht sehen. Ich riss mich aus den Armen meiner Mutter und rannte den Weg entlang, Hauptsache weg! „Bleib hier!“, hörte ich meine Mutter rufen, doch ich wollte nicht.

Ich bog in einen meiner weiteren Geheimwege ein, rannte und rannte. Die Tränen flossen unaufhörlich und versperrten mir die Sicht – der Stein! Ich stolperte und fiel. Ein scharfer Schmerz fuhr mir ins Bein. Ich setzte mich auf. Meine Jeans war am Knie aufgerissen, das Blut färbte sie rot. Doch das kümmerte mich jetzt wenig. Ich unterdrückte den Schmerz, zog die Beine an den Körper und wiegte vor und zurück. Plötzlich sah ich aus den Augenwinkeln etwas glitzern. Ich wischte mir die Tränen an meinem T-Shirt ab und kroch zu der Stelle. Dort lag eine Murmel. So eine schöne Murmel hatte ich noch nie gesehen. Wenn man sie hin- und herdrehte schimmerte sie im Sonnenlicht in allen Regenbogenfarben. Ich wusste nicht, wieso, aber als ich diese bunte Glaskugel betrachtete, ging es mir sofort besser. „Danke“, flüsterte ich der Kugel zu, steckte sie ein, stand auf und ging zurück.

In den nächsten Tagen standen immer wieder Polizisten vor unserer Tür, die mich etwas fragten. Ich musste auch auf die Polizeiwache, um meine Aussage zu machen. In allen Zeitungen konnte man von dem Vorfall lesen.

Zunächst ließ mich meine Mutter nicht vor die Tür. Mein Vater hatte sich sogar ein paar Tage frei genommen, um auch für mich da zu sein. Genau das brauchte ich jetzt. Der Schock saß mir lange in den Knochen. Ich hatte oft Kopfschmerzen. Doch nach einer Woche hatte ich das Gefühl, die Decke falle mir auf den Kopf, und ich wollte nur noch hinaus. Widerwillig stimmte meine Mum zu: „Aber halte dich nur dort auf, wo viele Menschen sind!“ Ich gab ihr mein Wort und machte mich auf den Weg in die Innenstadt.

Tat das gut, endlich wieder unter Menschen zu sein, die sich nicht für mich interessierten, und einfach abzuschalten, für einen Moment zu vergessen! Ich setzte mich in ein Eiscafé, bestellte mir einen großen Eisbecher und betrachtete die vorbeigehenden Passanten, während ich mein Eis löffelte.

Danach lief ich weiter die Straße entlang. Weiter oben hatte ein Mann einen Stand aufgebaut. Er wuselte um einen kleinen Tisch herum und pries seine Ware an: Armbänder, Halsketten und Ähnliches. Ich ging näher heran und schaute mir die Sachen auf dem Tisch an. Sofort war er bei mir und redete auf mich ein. Ich lief um den Tisch herum und stieß aus Versehen an seinen Rucksack, den er auf den Boden gestellt hatte. Ein paar Habseligkeiten fielen heraus. „ Oh, Entschuldigung“, sagte ich und wollte mich schon danach bücken, da rief er: „Nein! Ich mache das schon.“ Als er seine Sachen in den Rucksack zurückstopfte, fielen drei Murmeln aus seiner Hose und kullerten auf den Boden. Ich holte überrascht Luft. Diese bunt schimmernden Murmeln waren mir nur zu bekannt.

Ich lief um die nächste Häusercke herum und rief auf der Polizeistation an, erzählte mit klopfendem Herzen dem Beamten, dass ich Informationen zu dem Fall hätte, und er meinte, er würde sofort zwei Kollegen schicken. „Beeilen Sie sich!“, sagte ich noch

und legte auf. Während ich wartete, beobachtete ich den Mann. Mir fiel auf, dass er häufig zusammenzuckte, wenn jemand ihn von der Seite ansprach und erschrocken schaute, was mir sehr verdächtig vorkam.

Ungefähr zehn Minuten später trafen die Beamten ein. Ich erzählte ihnen alles, was ich wusste, und berichtete von den Murneln. Sie tadelten mich, dass ich ein so wichtiges Detail verschwiegen hatte, nahmen den Mann dennoch vorläufig fest.

Nachdem ich zwei Wochen nichts mehr von der Polizei gehört hatte, standen plötzlich zwei Beamte vor unserer Haustür. Sie erzählten, dass es sich bei den Murneln um sehr wertvolle Perlen handle und dass der Mann, den ich der Polizei gemeldet hatte, der eigentliche Besitzer dieser kostbaren Kugeln war. Der Tote war eines Nachts in das Haus des Mannes eingebrochen und hatte diese Perlen, die ihm wohl bekannt war, gestohlen. Der Mann erstatte aber keine Anzeige, weil er die Perlen illegal importiert hatte. Er wusste aber durch einige Nachforschungen, wer der Dieb war, und stellte ihn vor den Sonnenblumenfeldern. Daraufhin begann eine Verfolgungsjagd. Auf der Lichtung stürzte der Dieb und brach sich das Genick.

Der Mann bekam eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren wegen illegalen Besitzes.

... Und endlich gehörten die Sonnenblumenfelder wieder mir.

Plädoyer für den rationalen Menschen? Tobias Martiné

„Eine hierarchische Gesellschaft ist nur auf der Grundlage von Armut und Unwissenheit möglich.

Die neue Variante ist die Vergangenheit und keine andere Vergangenheit kann je existiert haben.“ (George Orwell)

„Sehr geehrtes Individuum,

Ich bedauere es zutiefst, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Sie gerade Ihre Zeit verschwenden. Die nachfolgenden Zeilen sind weder in der Lage, Ihre subjektive Weltanschauung zu verändern, noch werden Sie aus ihnen einen anderen Nutzen ziehen können. Folglich wären Sie gut beraten, eine rationale Entscheidung zu treffen und sich aufgrund der niedrigeren Opportunitätskosten weiterhin der neo-liberalen Illusion hinzugeben, die Ihnen von den Medien so anspruchslos und oberflächlich wie möglich suggeriert wird. Trotz der stetig wiederkehrenden Prophezeiungen, man werde statt 10 nur jämmerliche 5 Prozent Rendite einstreichen können – die sicherlich zu Recht bei vielen eine katastrophenähnliche Stimmung hervorruft – kommt die Tatsache, dass wir in einer antagonistischen Welt leben, vielleicht nicht für jeden völlig überraschend.

Während der Großteil der Individuen dieses Planeten sich Tag für Tag in erdrückender Armut wieder findet, stellt für einen anderen privilegierten Teil die Fettleibigkeit in ihrem Land das größte Problem dar. Durch die beispiellose Ausbeutung der Ressourcen und der Menschen dieser Welt profiliert sich eine Minderheit auf Kosten der Allgemeinheit - immer auf der Suche nach der größten Dividende - und erhebt somit den simpelsten Markt-Radikalismus zu ihrer obersten Doktrin. Folglich schaffen sie sich nur eine Illusion von Freiheit und sind de facto Sklaven ihres eigenen Kapitals. Ist nun mit diesem Hintergrund die Frage nach der Dauerhaftigkeit dieser antagonistischen Symbiose erlaubt?“

John McBuffet schnaubte, als er diese letzte Zeile las, faltete seine Hände zusammen und lehnte sich zurück in seinen weichen, ledernen Sessel. „Was für ein ausgemachter Unsinn“, dachte er und eine gewisse unterschwellige Wut durchfuhr seinen ganzen Körper. Mühsam versuchte er sich zu beruhigen, stand auf, ging hinüber zum Barwagen, der links von ihm stand, schenkte sich seinen besten schottischen Whiskys ein und ging wieder zu seinem wurzelhölzernen Schreibtisch zurück. Er nippte an der karamellbraunen Flüssigkeit, die wohltuend seinen Gaumen hinunterfloss und stellte das Glas gefüllt mit dem Whisky, auf dessen Oberfläche die Eiswürfel tanzten, neben sich ab, welches sogleich einen bräunlichen Lichtschimmer auf die vor ihm ausgebreitete Zeitung warf.

Es musste doch schlimmer sein als er dachte - zu Alkohol griff er nämlich nur im äußersten Falle - das letzte Mal in der Baisse 2001- aber das war etwas völlig anderes gewesen.

John McBuffet atmete tief ein, er fühlte, wie sich seine Lungen mit der kalten Büroluft füllten, und seine Anspannung ließ etwas nach. „Das hat noch überhaupt nichts zu sagen“, murmelte er vor sich hin. Publizistischer Nonsens, der zwar regelmäßig in den Tageszeitungen zu lesen war, aber nie eine sonderlich große Wirkung erzielte. Niemand weiß von Nigeria, niemand kennt den wahren Kontext, noch nicht. Eine

Spur von Unbehagen lösten diese Worte bei ihm aus und ein Schaudern durchfuhr ihn. Er unternahm einen weiteren Versuch, die Fassung zu bewahren, indem er einen zweiten Schluck Whisky zu sich nahm.

Er hob den Kopf und blickte auf den Rembrandt, der an der gegenüberliegenden Wandseite hing. Eine gewisse Dumpfheit und Schwere erfasste schleichend aber stetig seinen Intellekt, so wie es nur nach einer Woche wie dieser möglich zu sein schien. Die gigantischen Gewinne, ein Kurshoch hatte das nächste gejagt, jubelnde Aktionäre und ein zufriedener Aufsichtsrat auf der einen, die Menschenrechtler und Greenpeace auf der anderen Seite – gemischt mit diesen ständigen Anfeindungen. Er wandte seinen Blick ab und schaute durch das riesige Fenster, das sich über die gesamte rechte Wand erstreckte, hinunter auf die von großen Glaskomplexen gesäumte Wall Street. Es musste schon später sein als er dachte. Ein großer, fahler Mond stand am Himmel und tauchte das Nervenzentrum des Geldes in ein klares, schimmerndes Licht. Diese Straße verkörperte alles, worin John McBuffet noch eine Rolle spielte. Natürlich hätte er diesen Satz immer dementiert, wenn er jemals zur Sprache gekommen wäre, aber ein Teil von ihm wusste, dass er stimmte. Zuhause wartete auf ihn nichts außer seiner Frau, die es nur noch wenige Stunden offiziell war, und einer Tochter, die ihn verabscheute, da er den Großteil ihrer Kindheit berufsbedingt versäumt hatte.

„Geld bedeutet Macht“ - das hatte schon sein Vater ihn gelehrt. Als Chef eines der größten Investment-Häuser der Welt hatte er diese zweifellos inne, sogleich wurde sie aber durch einige neuerliche Entwicklungen erheblich gefährdet. Eine bedrückende Stille erfasste den Raum und er fühlte sich, als hätte er all die Jahre in einem gesellschaftlichen Vakuum verbracht.

Seit wann interessierte es eigentlich die Menschen, wie sie ihre Gewinne erzielten? Es waren weniger die Aktionäre - die waren nur auf ihre Gewinne aus - als diese verdammten Journalisten, die bei jeder Gelegenheit die freie Marktwirtschaft zu diffamieren versuchten. Dabei hatte er das in Nigeria nicht angeordnet! Wenn er ehrlich sein sollte, hatte es ihn auch nie sonderlich interessiert. Seiner Meinung nach bekamen diese ganzen 3.Welt-Staaten sowieso zu viele Gelder. Immerhin ist jeder für sich selbst verantwortlich.

Sichtlich erregt stand John McBuffet auf, faltete die New York Times zusammen, ohne es sich verkneifen zu können, den Autor des Artikels als bodenlosen Kommunisten abzustempeln, und legte sie mit dem Gefühl beiseite, dass die Times heutzutage auch nicht mehr das ist, was sie einmal war.

Einige tausend Meilen entfernt tauchte die aufgehende Morgensonne ein kleines Dorf im Südwesten Nigerias in rötliches Licht. Ein beißender Gestank nach Rohöl, hervorgegangen aus Armut, Verwahrlosung und Gewalt, umgab die Szenerie. Ein Mädchen, keine acht Jahre alt, in rötliche Lumpen gekleidet, stand vor einer großen Werbetafel – alleine. Eine der zahlreichen Hilfsorganisationen der Industriemächte musste sie aufgestellt haben, um deren Erfolge tadellos und so bürokratisch wie möglich zu dokumentieren. Dahinter befand sich eine heruntergekommene Fabrik, deren schwarze Emissionen den Himmel verdeckten. Das Mädchen blickte empor und las die Aufschrift der Werbetafel: *„Jeder Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren.“*

Ein Gemisch aus Wut, Verzweiflung und Trauer stieg in ihr empor und ein Meer aus großen, glänzenden Tränen ergoss sich über ihre Wangen. Aus reiner Hilflosigkeit heraus schluchzte es mit zitternder Stimme: „Warum bin ich dann hier?“ und schritt in Richtung Fabrikgelände.

Die Aufgaben eines Investors sind weder ethischer noch moralischer sondern monetärer Natur. Die Maxime des Kapitals lautet daher: Investiere, wenn das Blut noch auf den Straßen klebt!

Anmerkungen:

Baisse: Phase anhaltender starker Kursrückgänge an der Börse, auch Bear-Market genannt (<http://boersenlexikon.faz.net/baisse.htm>)

Opportunitätskosten: Opportunitätskosten (selten auch Alternativkosten oder Verzichtskosten) bezeichnen die Kosten, welche bei einer Wahlentscheidung aus dem Verzicht auf eine Alternative entstehen. Da wir nicht genügend Zeit, Geld etc. haben, um alles zu tun, was uns einen Nutzen bringen würde, müssen wir uns entscheiden. Mit dem Entscheid für eine Alternative verzichtet man dementsprechend automatisch auf die anderen Alternativen. Die Opportunitätskosten entsprechen dem Nettonutzen der besten Alternative. (<http://www.vimentis.ch/d/lexikon/258/Opportunit%E4tskosten.html>)

Am Anfang war,...

...weil die Zeit vergeht,... Carolin Przybyla



weil sie fließt, wie ein Fluss in das Meer,
weil sie leise die endlose Melodie des Lebens singt
und dahinschwindet, als wäre nichts.

Weil die Zeit vergeht,...

suchen wir mutwillig das Wissen von Ursache und Wirkung.
Es gibt keine Zeit der Ewigkeit,
als wäre die Wahrheit irgendwo aber nicht hier
oder als könne man vor sich selbst davonlaufen.
Doch die Menschen erforschen nichts,
ebenso wenig erforscht ein Vogel die Luft und ein Fisch das Wasser.

Weil die Zeit vergeht,...

wird unser Dasein viel zu oft aus dem Gedanken des Sinns gerissen.
Man hört zwar viel mehr in der Dunkelheit
und ein Lichtschein erscheint dann wie eine Form der Freiheit,
jedoch sollte man auch verstehen lernen,
was es bedeutet, vor dem Nebel verhangenen Horizont in der Trägheit der Menschen
zu leben.

Weil die Zeit vergeht,...

erscheint uns der Punkt, an dem Nichts beginnt, wie ein zur Verschwiegenheit ver-
pflichteter Gedanke,
der uns halb im Schlaf in unsere Träume versetzt.
Erst zwischen den Welten beginnt die stumme Reglosigkeit.
Wir leben,
um unsere Linie zu ziehen.
Unser Verstand formt unsere Gesetze und wir sehen am wirklichen Traum hinweg.

Weil die Zeit vergeht,...

gibt es das jährliche Schauspiel einer wieder erwachenden Schöpfung,
doch die Bedeutung
wird ignoriert
und die Schönheit
vergessen,
weil die Menschen sich zu sehr in der Zukunft und in dem gewöhnlichen Alltag verlie-
ren.
Dabei hat niemand eine Bestimmung.
Das Leben wird nicht erwürfelt,
sondern einfach gelebt.
Es scheint, als wäre dies für uns schon die härtere Seite,
die brutale gewissermaßen,

des gelingenden Lebens,
doch es ist so einfach zu erkennen.

Weil die Zeit vergeht,...

erkennen wir nur die Leere des Landes,
doch höre auch mal
das Land jenseits des Meeres,
in dem die Zeit
nicht fließt wie ein Fluss.

Wir
sind selbst die Unruhen im Herzen der Natur.
Ordne
sie in Dir ein zur Begreiflichkeit,
denn wir sind ihretwegen hier.
Das unsere ist die ganze Welt,
doch der Mensch ist vergänglich
und die Natur
lebt in Ewigkeit.

Weil die Zeit vergeht,...

Kommt jede Tatsache der Welt zu spät.
Man sollte nie an Nichts denken und glauben,
man sollte niemanden aushorchen,
außer der Schöpfung,
und man sollte keine anderen Geheimnisse suchen,
als die offenliegende
Wahrheit der Natur.

Weil die Zeit vergeht,...

kommt die Zeit der Heimkehr.
Ein endgültiger Gegenbeweis,
dass nichts umsonst ist,
aber Welch ein weiter Weg
zu Freiheit und Vernunft.
Man sollte keine Pläne schmieden.
Man sollte einfach die Welt sehen,
die gute Welt,
sie mit seinem Dasein ein klein wenig besser machen.

Weil die Zeit vergeht,...

fließen die Stunden ineinander.
Du gehst
am namenlosen Fluss entlang,
weißt warum?
Fragst Dich wieso?

Ja, die leere Zeit vergeht,...

doch lebe,
um einfach jetzt den wahren Verstand und den Sinn zu bewahren,
und sterbe, um zu leben.
Und die Freiheit wird kommen,

die Freiheit wird trotz allem,
wird sie sicherlich kommen.
Aber man lebt jetzt,
egal wie, egal wo, egal wann.
Es liegt an Dir,
wann Du frei sein wirst.

Vergiss es nie, dass Du lebst !

Die Nachtwanderin, Carolin Przybyla



Sie lebte an diesem Tag, ihrem alltäglichen. Nein, er war nicht wie alle anderen Tage. Kein Tag ist wie der andere, denn jeder Tag ist verschieden, und das ist auch gut so, dachte sie sich. Aber ihr Tag war von Grund auf anders als die der anderen. Sie hatte die Zeit, das Spürbare, dieses Dasein einfach anders im Gefühl. Natürlich lebte sie wie jeder andere Mensch auch, sofern man alles im Allgemeinen betrachtet, doch im Inneren lebte sie anders, war sie anders, versuchte es so gut es ging nach Außen zu übertragen. Leise, ganz leise, egal ob wirksam oder nicht.

>>Ich bin fasziniert. Mein Gott, schon wieder und schon wieder. Es fesselt mich so sehr, dass ich nichts anderes mehr wahrnehmen kann. Mich fasziniert so vieles und es wird noch mehr sein, aber ich kann nicht alles aufnehmen und verarbeiten, es ist einfach zu viel, viel zu viel. Aber es ist wunderschön.

Ach wie gerne wäre ich zum Beispiel die Liebe Schillers oder Goethes.

Ach wie gerne wäre ich, ach wie gerne wäre ich...

Der oder die.

Ach wie gerne könnte ich zum Beispiel in die Vergangenheit reisen, die „Siebziger“.

Ach wie gerne könnte ich, ach wie gerne könnte ich...

Dies oder das.

Zeit verändern, Denken erneuern, Leid beschränken.

Aber wozu? Bin ich nicht vielleicht die Liebe eines Jenen oder bin ich nicht in jener Zeit, in der ich gerade sein möchte? Kann ich nicht genug und wenn ich will noch viel mehr? Ich bin fasziniert. Sehe Unbedeutendes und doch so Tiefgründiges, dass es

schon fast meine Seele herausreißt. Ich möchte folgen, bin aber immer noch am gleichen Ort, in gleicher Gestalt. Möchte am liebsten allen Menschen meine Faszination über diese Dinge, diese Situationen, diese Wunder zeigen.<<

Sie saß da, in dem Raum. Sie war da und doch ganz woanders. Andauernd diese Fragen, diese Antworten, diese zerstörerischen Bemühungen für etwas, was überhaupt nicht interessiert, zumindest vielleicht in diesem Moment oder auch allgemein. Egal. Sie schaut aus dem Fenster, grauer Himmel über der Stadt, endlose Wolken-schleier. „Was ist Pantheismus?“, hört sie mit ihrem noch anwesenden Ohr. Ihr ist egal, was andere sagen, oder ob sie daran glauben. Sie weiß und fühlt, was es ist.

>>Ich denke nach, senke meinen Kopf nach rechts. Kneife meine Augen etwas zusammen, um besser zu erkennen. Stehe wie angewurzelt da. Die Füße fest und trotzdem entspannt auf dem Boden. Hin- und hergerissen von Faszination. Wie ein Baum, der seine Wurzeln tief im Boden ausweitet und mit dem Wind wankt, als könne er sich in diesem Moment losreißen und mit ihm davonfliegen. Was will es sagen? Hat es eine Funktion? Welche? Was hat derjenige sich dabei gedacht? Ist meine Überlegung die richtige? Habe ich eigentlich überhaupt darüber nachgedacht? Hat er überhaupt darüber nachgedacht? Ist im Grunde genommen völlig egal, ich finde es schön. Ein Lächeln macht sich in mir breit und dann gehe ich zum nächsten Bild.<<

„Was ist Pantheismus?“ denkt sie sich. Sie weiß und fühlt, was es ist. Es ist vieles, was sie fasziniert. Was ist Glaube? Linien, die sich nie treffen, die gerade verlaufen. Die zwei parallelen Linien. Himmel und Erde. Ist der Himmel einfach nur da oben oder ist er überall um uns herum. Ist er für einen Menschen einfach nur etwas Unerreichbares aufgrund der Gravitation, welche die Dinge wie ein Magnet an sich zieht, etwas Unbedeutendes? Will die Erde uns von der zweiten Parallelen weg halten? Ist der Mensch unwürdig? Warum ist der Mensch so wie er ist? Erkennt er die Kraft, die Stütze dieser Parallelen? Warum Angst vor Sturm? Warum Angst vor Regen?

>>Ich bin auf dem Weg nach Hause. Grauer Himmel über der Stadt, endlose Wolken-schleier. Warum Angst vor Sturm? Warum Angst vor Regen?

Regen erleben, Regen leben, Regen erweckt Leben.

Regen fällt, fällt von oben,

Regen fließt, fließt wie Wasser.

Jeder Tropfen eine Erkenntnis zum Sturm oder etwa eine Warnung?

Packen sie etwa schon die Regenschirme aus

oder lassen sie es auf sich wirken, dieses Geschenk?

Jeder Tropfen eine Erschütterung für ein Insekt und dennoch ein lebendiges Einsickern in die Erde.

Leben,

erleben,

als Geschenk der zweiten Parallelen.

Die Balance für ein glückliches Leben finden.

Ich sehe Menschen mit Regenschirmen. Viele bunte Regenschirme. Schön. Regen plätschert überall, tropft überall herunter, sammelt sich in kleinen und großen Kuhlen und meine Seele lächelt. Ich bin bereit, bereit für irgendwas, bereit für alles. Doch wer braucht schon diese Balance, wer braucht den Himmel, wer braucht eine zweite

Linie? Der Mensch denkt, erdenkt, bedenkt alles. Es ist zu viel, aber nichts davon das Richtige. Für diesen Menschen ist das Gefühl des Gefundenen eine unsichtbare Täuschung. Jeder Tropfen eine Gefahr, ein Symbol des Unwetters. Er ist schon so weit, so viel Verstand. Nutze diesen Verstand. Nutze die Kraft deines Verstandes, deines Glaubens. Nimm es als Gabe, als Geschenk, damit du siehst, siehst, was andere nicht sehen durch ihre törichte Blindheit. Nutze die Gabe, ihre Augen wieder beschubar zu machen. Zeige ihnen, was wert ist, gezeigt zu werden. Halte an der Leidenschaft fest, nie dein letztes Wort zu verlieren, damit die Blinden nicht auch mich erblinden lassen. Disziplin gegen den Zug zur Unterdrückung ist ein grundlegender Wesenszug. Unterdrückung ist um mich herum. Mache es den Verwirrten verständlich. Aber wie? Egal wie, irgendwie. Viele Menschen mit bunten Regenschirmen. Das ist schön. Das ist lustig.<<

Der Mensch muss gesund leben, damit sich jeder Einzelne fortwährend darauf konzentrieren kann, die Einflüsse zu bekämpfen, die zur Schwächung oder Verwirrung führen und die Fähigkeit zum Leben nehmen. Der Mensch muss diesen Widerstand ein Leben lang erkennen und jeden Moment bewusst machen, doch bevor er dies vermag, ist ein grundlegender Wesensschritt zu erreichen. Nicht nur innere und äußere Gesundheit, sondern auch die Fähigkeit zu glauben sind erforderlich, und darüber hinaus den Glauben für sich selbst sichtbar zu machen. Niemals zweifelnd daran glauben. Erst dann wird das Leben sichtbar. Hebe dich nicht heraus, sondern tue es still, aus dem Herzen, nicht aus Herrschsucht. Baue deinen Weg in Gegenrichtung der Gravitation, damit Brücken zur zweiten parallelen Linie entstehen. Ein Kurswechsel auf Sinn.

>>Es ist Nacht. Dunkel und ruhig. Der Mond scheint hell und alles erglänzt in weißem Schein. Ich gehe spazieren. Kalt und doch so warm. Ich wühle mit meinen Füßen die am Boden liegenden Blätter durcheinander. Die Sterne glitzern prachtvoll und magisch auf unsere Welt herab. Der Wind hat die Wolken davongetragen. Ich rieche, rieche die richtige Luft, die meinen Körper wiederbelebt, als ob ich schon vor einiger Zeit erstickt wäre und jetzt zu neuen Kräften käme. Neue Kraft, neues Leben, Leben erleben. Ich bin auf dem Feld, mein Weg ist noch lang. Ich habe nichts und dennoch so viel. Ich denke nach. Denke an dies und an das. Denke an Zukunft an Vergangenheit und Gegenwart.

Ach wie gerne wäre ich,
ach wie gerne könnte ich.
Ach wie gerne bin ich, ich.
Ach wie gerne bin ich ich.

Ich wandere, wandere durch die Nacht. Weiß nicht was mich erwartet. Ich lasse mich faszinieren. Das Gras ist nass. So viel Leben. Innere Balance. Ach wie oft werde ich noch aus ihr herausgerissen, ach wie oft werde ich sie wieder brauchen und suchen müssen.

Was sind zwei Parallelen? Gerade Linien, die sich nie treffen und immer vorhanden sind. Zwei parallele Linien, die sich nie treffen werden. Oder etwa doch? Irgendwann, irgendwo? Aber nicht jetzt, nicht gegenwärtig.

Wir alle sind wilde Tiere, niemand kann uns vorgaukeln, dass es nicht so ist. Ein Mensch mag sich selbst so hoch einschätzen, wie er will. Sein wirklicher Wert zeigt sich erst im Gesamtergebnis. Die menschliche Natur ist der Konkurrenz, des Mangels an Selbstvertrauen und der Sucht nach Anerkennung ausgesetzt. Wir zerstören die Welt.

Reparieren wir sie. Reparieren wir uns. Repariere dich selbst.
Und ich wandere durch die Nacht, finde meine Innere Ruhe, baue meine Brücke zur
zweiten Parallelen und repariere mich selbst.<<

Sie lebte an diesem Tag, ihren alltäglichen. Nein, er war nicht wie alle anderen Tage.
Kein Tag ist wie der andere, denn jeder Tag ist verschieden und das ist auch gut so,
dachte sie sich. Aber ihr Tag war von Grund auf anders als die der anderen. Inneres
Leben nach außen beeinflussen. Leise, ganz leise, egal ob wirksam oder nicht. Sie
wandert durch die lebendige Nacht.

Am Schreibwettbewerb haben teilgenommen:

Lukas Ahrens, 13b
Sebastian Augspurger, 13a
Nina Beier, 11d
Lisa Bongiorno, 12a
Annjutta Bullin, 12c
Eva Kirchner, 10c
Tobias Martiné, 11b
Carolin Przybyla, 12c

Jurymitglieder:

Annette Böhn
Holger Braunweiler
Jonas Brechtel
Johann Harmgarth
Jörg Holzmann
Susanne Kaufmann
Sarah Kellner
Selina Kohl
Katja Linke
Julia Mathesius
Katharina Pasternak

Beratung / Korrektur:
Marc Brunner

Schreibwettbewerbsteam:
seitenweXel
Manfred Brandmüller/Marc Brunner
Willi Gröger
Jury-Mitglieder

Kontaktadresse:

Albertus - Magnus - Schule
seitenweXel
Manfred Brandmüller
August - Bebel - Str. 9
68519 Viernheim
Tel.: 06204/3074 www.ams-viernheim.de

Das Copyright liegt bei den jeweiligen Autoren



Wir bedanken uns für die Unterstützung bei:

The logo features the words 'BUCH HABEL' in large, bold, red and blue letters. Below it, 'Viernheim' is written in a smaller blue font.

Bücher und mehr
Rhein-Neckar-Zentrum
Robert-Schuman-Str. 1
68519 Viernheim
Tel.: 0 62 04/60 68-0
Fax: 0 62 04/60 68-20
eMail: info@viernheim.buchhabel.de
www.buchhabel.de



BÜROBEDARF
BÜROMÖBEL
BÜROMASCHINEN
ZEICHENBEDARF

The word 'ADLER' is written in a large, stylized font made of horizontal lines.

JAKOB ADLER KG
EINSTEINSTRASSE 15
68519 VIERNHEIM
TEL.: 0 62 04/7 90 07, FAX: 7 59 84
www.adler-buerobedarf.de



kulturprojekt der ams

The logo features the words 'Stadtwerke Viernheim' in a bold, blue, sans-serif font. Below it, the tagline 'Die Energie in Ihrer Nähe' is written in a smaller, black, sans-serif font.

**Stadtwerke
Viernheim**
Die Energie in Ihrer Nähe